

# Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER





Edward Snowden

PERMANENT  
RECORD

Meine Geschichte

Aus dem Amerikanischen von  
Kay Greiners

S. FISCHER



Erschienen bei S. FISCHER

© 2019 by Edward Snowden

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2019 S. Fischer Verlag GmbH,  
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-10-397482-9

# Inhalt

Vorwort .....	9
---------------	---

## TEIL 1

1 Der Blick durch das Fenster .....	21
2 Die unsichtbare Mauer .....	31
3 Der Junge vom Beltway .....	48
4 Online .....	55
5 Hacken .....	69
6 Ungenügend .....	82
7 9/11 .....	92
8 9/12 .....	102
9 X-Rays .....	110
10 Überprüft und verliebt .....	123

## TEIL 2

11 Das System .....	137
12 Homo contractus .....	144
13 Indoc .....	157
14 Der Graf vom Berg .....	176
15 Genf .....	192
16 Tokio .....	209
17 In der Cloud .....	239
18 Auf der Couch .....	258

### TEIL 3

19	Der Tunnel .....	271
20	Heartbeat .....	278
21	Whistleblowing .....	288
22	Die vierte Gewalt .....	306
23	Lesen, Schreiben, Ausführen .....	324
24	Verschlüsseln .....	336
25	Der Junge .....	347
26	Hongkong .....	362
27	Moskau .....	377
28	Aus Lindsay Mills' Tagebüchern .....	392
29	Liebe und Exil .....	407
	Dank .....	423
	Abkürzungsverzeichnis .....	427
	Quellen .....	429

## KAPITEL 1

### Der Blick durch das Fenster

Das erste System, das ich geknackt habe, war die Schlafenszeit.

Ich fand es unfair: Meine Eltern zwangen mich, ins Bett zu gehen, bevor sie sich selbst schlafen legten, bevor meine Schwester sich schlafen legte, und bevor ich überhaupt müde war. Die erste kleine Ungerechtigkeit im Leben.

Von den ersten rund 2000 Nächten meines Lebens endeten viele mit zivilem Ungehorsam: Ich weinte, bettelte, feilschte, bis ich in der Nacht Nummer 2193 – der Nacht, in der ich sechs Jahre alt wurde – die direkte Aktion für mich entdeckte. Die Obrigkeit interessierte sich nicht für meine Forderungen nach Reformen, aber ich war nicht auf den Kopf gefallen. Gerade hatte ich einen der schönsten Tage meines jungen Lebens erlebt, mit Freunden, einer Geburtstagsfeier und sogar Geschenken; jetzt wollte ich ihn nicht enden lassen, nur weil alle anderen nach Hause gehen mussten. Also verstellte ich heimlich alle Uhren im Haus um mehrere Stunden. Die Uhr der Mikrowelle ließ sich einfacher zurückstellen als die des Backofens, was vielleicht daran lag, dass ich sie besser erreichen konnte.

Als meine Aktion der Obrigkeit in ihrer unendlichen Ignoranz nicht auffiel, galoppierte ich begeistert von meiner Macht durch das Wohnzimmer. Ich war der Herr über die Zeit, und man würde mich nie wieder ins Bett schicken. Ich war frei. Und so kam es, dass ich auf dem Fußboden einschlief, nachdem ich endlich den Sonnenuntergang des 21. Juni gesehen hatte, am Tag der Sommersonnenwende, dem längsten Tag des Jahres. Als ich aufwachte, stimm-



ten die Uhren im Haus wieder mit der Armbanduhr meines Vaters überein.

Angenommen, heute würde sich jemand die Mühe machen, seine Uhr stellen zu wollen: Woher wüsste er, auf welche Zeit er sie einstellen soll? Wenn Du bist wie die meisten Menschen, würdest Du Dich nach der Zeit auf dem Handy richten. Aber wenn Du Dir Dein Handy ansiehst – und ich meine wirklich: ansehen – und tief durch die Menüs zu den Einstellungen vordringst, erkennst Du irgendwann, dass die Zeit auf dem Telefon automatisch eingestellt wird. Hin und wieder fragt Dein Telefon leise, in aller Stille, das Netzwerk Deines Handyanbieters: »Hallo, hast Du die genaue Zeit?« Das Netzwerk fragt daraufhin wiederum ein größeres Netzwerk, das ein noch größeres Netzwerk fragt, und das setzt sich über eine lange Reihe von Antennenmasten und Kabeln fort, bis die Frage schließlich bei einem der wahren Herren über die Zeit ankommt, einem NTP-Zeitserver. Solche Server werden von Atomuhren betrieben oder mit ihnen abgeglichen. Diese werden von Einrichtungen wie dem National Institute of Standards and Technology in den Vereinigten Staaten, dem Eidgenössischen Institut für Metrologie in der Schweiz oder vom National Institute of Information and Communications Technology in Japan betrieben. Dieser lange, unsichtbare Weg, der in Sekundenbruchteilen zurückgelegt wird, sorgt dafür, dass wir auf dem Bildschirm unseres Handys nicht jedes Mal 12:00 blinken sehen, wenn wir es wieder einschalten, nachdem der Akku leer war.

Ich wurde 1983 geboren, als jene Welt, in der die Menschen ihre Uhren selbst stellten, zu Ende ging. In diesem Jahr teilte das Verteidigungsministerium der Vereinigten Staaten sein internes System aus vernetzten Computern in zwei Teile: Ein Netzwerk, MILNET genannt, war für die Benutzung durch den Verteidigungsapparat

bestimmt, das andere, das Internet, für die Öffentlichkeit. Bevor das Jahr zu Ende ging, waren die Grenzen dieses virtuellen Raumes durch neue Regeln definiert: So entstand das System der Domainnamen, das wir noch heute nutzen: die .govs, .mils, .edus und natürlich die .coms, außerdem die Ländercodes für den Rest der Welt: .uk, .de, .fr, .cn, .ru und so weiter. Schon damals war also mein Land (und damit auch ich) im Vorteil: Wir hatten einen Vorsprung. Und doch sollte es noch sechs Jahre dauern, bis das World Wide Web erfunden wurde, und etwa neun Jahre vergingen, bevor meine Familie einen Computer mit einem Modem hatte, das sich mit ihm verbinden konnte.

Das Internet ist natürlich kein einheitliches Gebilde, auch wenn wir häufig so darüber sprechen, als wäre es eines. Die technische Realität sieht anders aus: Jeden Tag werden in der globalen Masse verknüpfter Kommunikationsnetzwerke, die Du – und rund drei Milliarden andere Menschen oder etwa 42 Prozent der Weltbevölkerung – regelmäßig nutzen, neue Netzwerke geboren. Dennoch werde ich den Begriff weiter verwenden. In dessen weitestem Sinn meine ich damit das universale Netzwerk der Netzwerke, durch das die Mehrzahl aller Computer auf der Welt über eine Reihe gemeinsamer Protokolle verbunden ist.

Vielleicht machst Du Dir gerade Gedanken, weil Du nicht weißt, was ein Protokoll ist, da Du nur die Oberfläche kennst. Aber wir alle haben Protokolle schon oft benutzt. Man kann sie sich als Sprache für Maschinen vorstellen, als gemeinsame Regeln, die Maschinen befolgen, damit sie sich untereinander verstehen. Wer ungefähr in meinem Alter ist, erinnert sich vielleicht noch daran, dass man am Anfang der Adresse einer Website die Buchstaben »http« in die Adressleiste des Webbrowsers eintippen musste. Damit ist das Hypertext Transfer Protocol gemeint, die Sprache, mit der wir Zugang zum World Wide Web bekommen, einer riesigen Sammlung

vorwiegend textbasierter, aber auch audio- und videofähiger Seiten wie Google, YouTube und Facebook. Jedes Mal, wenn wir unsere E-Mails abrufen, bedienen wir uns einer Sprache namens IMAP (Internet Message Access Protocol), SMTP (Simple Mail Transfer Protocol) oder POP3 (Post Office Protocol). Dateien werden über das Internet mit Hilfe des FTP (File Transfer Protocol) übertragen. Und was die erwähnte Einstellung der Zeit auf dem Handy angeht: Eine solche Aktualisierung wird über das NTP (Network Time Protocol) abgerufen.

Alle diese Protokolle werden als Anwendungsprotokolle bezeichnet und stellen nur eine von unzähligen Protokollfamilien dar, die es online gibt. Damit beispielsweise die Daten in einem solchen Anwendungsprotokoll durch das Internet laufen und auf dem Computer, Laptop oder Handy des Empfängers ankommen können, müssen sie zunächst in einem dafür vorgesehenen Transportprotokoll verpackt werden: Denken wir nur daran, dass auch der normale Postdienst es bevorzugt, wenn wir unsere Briefe und Pakete in Umschlägen und Kartons in Standardgrößen unterbringen. Das TCP (Transmission Control Protocol) dient neben anderen Anwendungen dazu, Websites und E-Mails weiterzuleiten. Mit dem UDP (User Datagram Protocol) werden zeitkritische Echtzeitanwendungen übertragen, beispielsweise bei der Internettelefonie oder Liveübertragungen.

Jede Darstellung der vielschichtigen Funktionsweisen des Cyberspace, des Netz, der Info- oder Datenautobahn, wie das Internet in meiner Kindheit genannt wurde, muss unvollständig bleiben, aber eines kann man sich merken: Diese Protokolle haben uns die Mittel in die Hand gegeben, nahezu alles in der Welt, was wir nicht essen, trinken, anziehen oder bewohnen, zu digitalisieren und online zu stellen. Das Internet ist für unser Leben ein nahezu ebenso unverzichtbarer Bestandteil geworden wie die Luft, durch die ein großer

Teil seiner Kommunikation fließt. Und jedes Mal, wenn unsere Social-Media-Kanäle uns über ein Posting benachrichtigen, das uns in einem zweifelhaften Licht erscheinen lässt, werden wir an eines erinnert: Etwas zu digitalisieren heißt, es aufzuzeichnen, und zwar in einem Format, das für immer bestehen bleibt.

Wenn ich an meine Kindheit und insbesondere an die ersten neun internetlosen Jahre zurückdenke, fällt mir eines auf: Ich erinnere mich nicht mehr an alles, was damals geschah, denn ich kann mich nur auf mein Gedächtnis verlassen. Es gibt über diese Zeit keine Daten. In meinen Kindertagen war eine »unvergessliche Erfahrung« noch eine leidenschaftliche, metaphorische Umschreibung für ein Erlebnis von großer Bedeutung: meine ersten Worte, meine ersten Schritte, mein erster ausgefallener Milchzahn, meine erste Fahrt auf dem Rad.

Meine Generation ist in Amerika und vielleicht auch in der Weltgeschichte die letzte, für die das gilt: die letzte nicht digitalisierte Generation, deren Kindheit nicht in der Cloud gespeichert ist, sondern vorwiegend in analogen Formaten festgehalten wurde, in handgeschriebenen Tagebüchern, auf Polaroidfotos und VHS-Kassetten, unvollkommenen Objekten zum Anfassen, die mit zunehmendem Alter zerfallen und unwiederbringlich verlorengehen können. Meine Hausaufgaben machte ich auf Papier mit Bleistift und Radiergummi, nicht auf vernetzten Tablets, die meine Tastenanschläge aufzeichnen. Meine Wachstumsschübe wurden nicht mit Smart-Home-Technologie festgehalten, sondern in dem Haus, in dem ich aufwuchs, mit einem Messer in den hölzernen Türrahmen eingekerbt.

Wir wohnten in einem großen alten Haus aus rotem Backstein. Es stand auf einem kleinen Stück Rasen, auf den die Schatten von Hartriegelbäumen fielen. Im Sommer war das Gras von weißen

Magnolienblüten bedeckt, die mir als Tarnung für die Plastiksoldaten dienten, mit denen ich über den Rasen robbte. Das Haus hatte einen ungewöhnlichen Grundriss: Der Haupteingang lag im Erdgeschoss und war über eine massive Backsteintreppe zugänglich. Dieses Stockwerk war mit Küche, Esszimmer sowie den Schlafzimmern der wichtigste Wohnbereich.

Über der Wohntage lag ein staubiger, von Spinnweben durchzogener, verbotener Dachboden, der als Abstellraum diente. Meine Mutter erklärte mir, er werde nur von Eichhörnchen heimgesucht, aber mein Vater behauptete steif und fest, dort seien Vampire und Werwölfe, die jedes Kind auffressen würden, das so töricht sei, sich dort hinaufzuwagen. Unter der Wohntage lag ein mehr oder weniger fertig ausgebauter Keller, eine Seltenheit in North Carolina und insbesondere so nahe an der Küste. Keller werden leicht überschwemmt, und unserer war sicher das ganze Jahr über feucht, obwohl ständig ein Entfeuchter und eine Pumpe liefen.

Als meine Familie einzog, wurde die Haupttage nach hinten erweitert. So entstanden ein Hauswirtschaftsraum, ein Badezimmer und ein Zimmer für mich sowie ein Fernsehzimmer mit einer Couch. Von meinem Zimmer aus konnte ich durch ein Fenster, das sich in der ursprünglichen Außenwand des Hauses befand, in das Fernsehzimmer sehen. Dieses Fenster, das früher nach draußen ging, blickte jetzt nach innen.

Fast während der gesamten Zeit, in der meine Familie in dem Haus in Elizabeth City wohnte, gehörte dieses Zimmer mir, und das Fenster ebenfalls. Obwohl das Fenster einen Vorhang hatte, bot es wenig bis gar keine Privatsphäre. Solange ich mich zurückerinnern kann, bestand meine Lieblingsbeschäftigung darin, den Vorhang zur Seite zu ziehen und durch das Fenster in das Fernsehzimmer zu spähen. Oder anders gesagt: Soweit ich mich zurückerinnern kann, war Spionage meine Lieblingsbeschäftigung.

Ich spionierte meine ältere Schwester Jessica aus, denn sie durfte abends länger aufbleiben als ich und die Zeichentrickfilme sehen, für die ich noch zu jung war. Ich spionierte meine Mutter Wendy aus, wenn sie auf der Couch saß, sich die Abendnachrichten ansah und dabei die Wäsche faltete. Aber die Person, der ich am meisten nachspionierte, war mein Vater Lon – oder Lonnie, wie er nach Art der Südstaaten genannt wurde –, der das Fernsehzimmer in den frühen Morgenstunden in Beschlag nahm.

Mein Vater war bei der Küstenwache, aber damals hatte ich nicht die geringste Ahnung, was das bedeutete. Ich wusste, dass er manchmal eine Uniform trug und manchmal nicht. Er ging morgens früh aus dem Haus, und wenn er spät nach Hause kam, hatte er oft neue Gerätschaften dabei: einen wissenschaftlichen Taschenrechner TI-30 von Texas Instruments, eine Casio-Stoppuhr an einem Trageband, einen einzelnen Lautsprecher für eine Stereoanlage; manches davon zeigte er mir, anderes versteckte er. Man kann sich leicht vorstellen, wofür ich mich mehr interessierte.

Das Gerät, auf das ich am neugierigsten war, traf eines Abends kurz nach der Schlafenszeit ein. Ich lag schon im Bett und war fast eingeschlafen, da hörte ich die Schritte meines Vaters auf dem Flur. Ich stellte mich auf mein Bett, zog den Vorhang zur Seite und beobachtete. Mein Vater hatte eine rätselhafte Kiste von der Größe einer Schuhschachtel in der Hand und entnahm ihr ein beigefarbenes Objekt, das aussah wie ein Betonziegel. Aus dem Gegenstand hingen lange schwarze Kabel heraus, die sich wanden wie die Tentakel eines Tiefseeungeheuers aus einem meiner Albträume.

Mit langsamen, systematischen Handgriffen – die zum Teil der disziplinierten Herangehensweise des Ingenieurs, zum Teil aber auch dem Bemühen, leise zu sein, geschuldet waren – entwirrte mein Vater die Kabel und verlegte eines davon über den groben Wollteppich von der Rückseite der Kiste bis zur Rückseite des Fern-

sehers. Dann steckte er das andere Kabel in eine Steckdose hinter der Couch.

Plötzlich leuchtete der Fernseher auf, und damit auch das Gesicht meines Vaters. Normalerweise saß er abends einfach auf der Couch, trank Limonade und sah zu, wie Leute im Fernsehen auf einem Spielfeld herumliefen, aber das hier war etwas anderes. Es dauerte nur einen Augenblick, dann kam mir die verblüffendste Erkenntnis meines ganzen bisherigen, zugegebenermaßen noch kurzen Lebens: *Mein Vater bestimmte darüber, was auf dem Bildschirm geschah.*

Es handelte sich um einen Commodore 64, eines der ersten Heimcomputersysteme auf dem Markt.

Natürlich hatte ich keine Ahnung, was ein Computer war, und erst recht wusste ich nicht, was mein Vater damit tat, ob er ein Spiel spielte oder arbeitete. Er lächelte zwar, und es schien ihm Spaß zu machen, aber er widmete sich den Vorgängen auf dem Bildschirm mit der gleichen Konzentration, mit der er sich auch jeder Aufgabe rund ums Haus widmete. Ich wusste nur eines: Was er auch tat, ich wollte es ebenfalls tun.

Von nun an stand ich jedes Mal, wenn mein Vater in das Wohnzimmer kam und den beigefarbenen Stein herausholte, in meinem Bett, zog den Vorhang zur Seite und spionierte seinen Abenteuern nach. Eines Abends zeigte der Bildschirm eine fallende Kugel und am unteren Rand einen Balken; mein Vater musste den Balken horizontal bewegen, die Kugel treffen, so dass sie nach oben geschleudert wurde, und eine Mauer aus vielfarbigen Steinen umwerfen (*Arkanoid*). An einem anderen Abend saß er vor einem Bildschirm, auf dem Steine in verschiedenen Farben und in unterschiedlichen Formen zu sehen waren. Sie fielen fortwährend herunter, und während sie fielen, bewegte und drehte er sie so, dass sie unten vollständige Reihen bildeten, die dann sofort verschwanden (*Tetris*). Wirklich verwirrt war ich aber, als ich meinen Vater eines Nachts –

ob zur Erholung oder im Rahmen seiner beruflichen Tätigkeit – fliegen sah.

Meinem Vater hatte es immer Spaß gemacht, mir draußen die echten Hubschrauber vom Flugstützpunkt der Küstenwache zu zeigen, wenn sie an unserem Haus vorüberflogen; jetzt steuerte er hier, in unserem Fernsehzimmer, seinen eigenen Helikopter. Er startete von einer kleinen Basis, die sogar mit einer winzigen, wehenden amerikanischen Fahne ausgestattet war, erhob sich in einen schwarzen Nachthimmel mit blinkenden Sternen und stürzte dann ab. Er stieß einen kleinen Schrei aus, der meinen übertönte, aber gerade als ich dachte, jetzt sei der Spaß vorüber, war er schon wieder auf der kleinen Hubschrauberbasis mit der winzigen Fahne und hob ein weiteres Mal ab.

Das Spiel hieß *Choplifter!*. Das Ausrufezeichen war dabei nicht nur ein Teil des Namens, sondern auch Teil des Spielerlebnisses. *Choplifter!* war spannend. Immer und immer wieder sah ich zu, wie die Maschinen aus unserem Fernsehzimmer hinaus und über einen flachen Wüstenmond flogen, auf feindliche Flugzeuge und Panzer schossen und von ihnen beschossen wurden. Immer wieder landete der Hubschrauber, um kurz darauf wieder abzuheben, als mein Vater versuchte, eine aufblitzende Menschenmenge zu retten und in Sicherheit zu bringen. Das war mein erster Eindruck von meinem Vater: Er war ein Held.

Der Jubel, der von meinem Bett kam, als der kleine Helikopter zum ersten Mal mit einer ganzen Ladung von Miniaturmenschen unversehrt landete, war ein wenig zu laut. Mein Vater drehte den Kopf ruckartig zu dem Fenster, um zu sehen, ob er mich gestört hatte, und blickte mir geradewegs in die Augen.

Ich ließ mich ins Bett fallen, zog die Decke über mich und lag vollkommen still, während die schweren Schritte meines Vaters sich meinem Zimmer näherten.



Er klopfte an das Fenster. »Es ist schon längst Schlafenszeit, mein Lieber. Bist Du noch wach?«

Ich hielt den Atem an.

Plötzlich öffnete er das Fenster, streckte den Arm in mein Zimmer, griff nach mir – einschließlich der Decke – und zog mich hinüber ins Fernsehzimmer. Es ging alles ganz schnell, meine Füße berührten nicht einmal den Teppich. Bevor ich auch nur einen Gedanken fassen konnte, saß ich als Copilot auf dem Schoß meines Vaters. Ich war so jung und aufgereggt, dass ich gar nicht merkte, dass der Joystick, den er mir gegeben hatte, nicht angeschlossen war. Wichtig war nur, dass ich zusammen mit meinem Vater einen Hubschrauber steuerte.